

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 24 (1919-1920)
Heft: 3

Artikel: Hat es gestohlen? : ein Weihnachtsgeschichtlein
Autor: C. W. Th.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berner-, Zürcher-, Aargauerkinder usw. nachmachen können, gebe ich hier ein paar Rezepte, wie sich ein Schulkind auf ehrliche Art einen Franken verdienen kann. Da schreibt ein Baumeisterstöchterchen: „Ich habe in der Ziegelhütte gearbeitet.“ Eine andere erzählt: Als ich heute Nachmittag aus der Schule kam, sagte der Vater: Hanna, du musst heute Nachmittag Jauche auf den Acker führen. Du bekommst für jeden Karren voll fünf Rappen. „Ich habe mit der grössten Freude zwanzig Karren hinausgeführt.“ Wieder eine hat vom Herrn Lehrer einen Franken bekommen, weil sie ihm das Velo geputzt hat. Hedwig R. berichtet: Ich musste für diesen Franken eine ganze Woche lang mein Zimmer am Morgen vor der Schule in Ordnung bringen. Für jeden Tag, den ich ausgelassen hätte, hätte ich an den nächsten zwei Tagen die Arbeit tun müssen, was zum Glück nicht geschehen ist. Marianne K.: „Für diesen Franken musste ich Samstag eine Stunde und am Mittwoch zwei Stunden Holz aufschichten.“ Frieda F.: „Ich fing zu Hause 100 Schnecken und bekam 50 Rappen. Nachher putzte ich bei Frl. A. in Kaisers Kaffeegeschäft das Mösch (Messing), kehrte den Gang und klopfte die Teppiche.“ Trudy L.: „Da es mir an Gelegenheit fehlt, ausser dem Hause Geld zu verdienen, habe ich am Klausmarkt einigen Vergnügungen entsagt. Dadurch habe ich einen Franken erspart, den ich gern unserer Sammlung beisteure.“ Charlotte Sch.: „Am Dreschtag musste ich der Mamma in der Küche die Stütze ersetzen und konnte so leicht einen Franken verdienen.“ Martha D.: „Ich bekomme von meinem Vater für jedes „gut“, das ich in der Klavierstunde erhalte, 20 Rp. Seit Ihrem Vorschlag, uns das Geld selber zu verdienen, habe ich mir besonders Mühe gegeben und bin heute mit dem fünften „Gut“ belohnt worden. Ich habe also meinen Franken ehrlich und redlich verdient.“ — Nun kommt aber noch ein nach Inhalt und Orthographie gleich abschreckendes Beispiel. Kinder, macht es ja nicht nach! Elsa L.: „Beim Mittagessen viel meinem Bruder einen Franken aus der Tasche. Ich hob in auf. Aber ich fragte den Papa, ob ich in behalten dürfe. Er sagte Ja. Ich dachte dabei, das gibt gerade etwas für die alten Leute.“

Was alles in die Päcklein hineinkommt, die die alten Leutlein erhalten sollen, das kann ich noch nicht verraten; denn darüber muss erst noch beraten werden. Aber an etwas Gutem und an einem schönen Spruch und am Tannenzweig mit den Silberfäden soll es gewiss nicht fehlen. Und wer eines solchen Päckleins teilhaftig wird, weiss ich auch noch nicht. Das soll übrigens ein Geheimnis bleiben. Überhaupt habe ich von der ganzen Sache schon viel zu viel geschwätzt; denn die Linke sollte ja eigentlich nicht wissen, was die Rechte tut. Ich erzählte sie ja nur in der Hoffnung, dass vielleicht nun auch anderswo Kinder um Weihnachten herum an alte Leute denken.

Hat es gestohlen?

Ein Weihnachtsgeschichtlein von C. W. Th.

In der Weiherstrasse vor dem alten Städtchen standen zusammengedrängt drei Mietshäuser. Jedes hatte eine andere Farbe. Man hatte sie seit langer Zeit nie mehr aufgerüstet. Durch die zerbrochenen Fensterscheiben blies der Wind vom Berge her. Auf dem obersten Haus drehte sich ächzend eine alte verrostete Wetterfahne, wenn der Föhn von der Höhe niederfuhr.

Im mittleren Haus wohnten Kieser Salgers. Die Salgerin war die gefürchtetste unter den Mietsfrauen. Ihre Stimme klang so laut und schrill, so rauh in die Ohren fahrend. Und wenn sie am schrillsten tönte, flüchteten sich ihre

beiden Jüngsten mit abwehrendem Arm vor dem Kopfe gegen die Türe, während die grossen Beiden der fluchentweihten Stimme entgegenkreischten. Jeden Morgen, wenn sich alle auf den neuen Tag rüsteten und ihre alltäglichen Sachen suchten und darum stritten, fuhr ihre Stimme fluchend zu den Wänden und durch die lockern Fenster, bis ihre Kinder auf den Weg zur Schule gingen — und sie allein war.

Die Salgerin hatte es einmal gut gehabt in ihren Mädchentagen. Ihr Vater war ein vermöglicher, strenggläubiger Mann, der alle Tage zur Kirche lief. — Seit sie aber den Kieser Salger geehelicht wollte er nicht mehr viel wissen von seiner Tochter. Und weil sie eine — um des Geldes willen — Verstossene geworden, hasste sie alles, woran etwas wie Geld klebte — und dennoch hielt sie selbst jeden Rappen zusammen. In ihr brannte ein Feuer, das seine Funken durch ihre nachtdunklen Augen warf und darob ihre Wangen fahl und eingesunken wurden. Dies Feuer verzehrte sie in stiller Wut, in unbefriedigter Begehrlichkeit danach, was sie verloren, was einst ihr gehört. Und weil sie es nun nicht mehr hatte, wünschte sie mit einem gierigen Verlangen, andere möchten's auch nicht haben. Sie lebte in schadenfroher Bereitschaft, ihr Geschick mit ihrer Umgebung teilen zu können. Ihre Kleine hatte fast keine Spielsachen. Schon lange trug klein Sopheli nur ihren Bären herum. Er war schon so sehr abgeleckt, verknüllt und hatte verhartete Haare. Der spitze Kopf allein deutete an, dass es einmal ein Bär gewesen. Unter der tuchüberzogenen Holzbank lag die Puppe, aus Lumpen zusammengenäht, von der älteren Schwester. Gewöhnlich spielte Sopheli mit dieser, wenn es aus der Schule kam. Auf Weihnachten versprach der Vater, ihm einen Elefanten zu machen. Sopheli freute sich so sehr darauf. Und als der Vater zwei Tage vor Weihnachten den Christbaum brachte, mochte Sopheli kaum mehr warten. Wie er aber den Baum in die Stube trug, kreischte die Frau ihm entgegen: „Was brauchen arme Leute einen Christbaum? Weihnachten ist nichts für uns, ich glaub' schon lang nicht mehr dran. Verkaufen werd' ich den Baum morgen!“ Am andern Tag hatte sie den Baum wieder um zwei Franken verkauft. Am Weihnachtstag lag nichts auf dem Tisch. Ein Tag wie ein anderer! — Und Sophelis Elefant? Er war nicht fertig geworden. — Seit der Mann wusste, dass in den Augen seiner Kleinen, für die er drunten am kalten Wasser, oft in schlechtem Winterwetter, strenge arbeitete, nicht der Kerzenglanz wiederspiegeln werde, war ihm jegliche Freude erstorben. Elefant und Modell lagen in einer Schachtel im Kastenboden. — Einen Tag nach Weihnachten sandte die Patin dem Buben eine Mütze, Birnbrot und Schokolade. Sopheli hatte nichts. Als es selbigen Morgen zur Schule kam, war lautes Gejubil im Schulzimmer, und alle erzählten, was das Christkind gebracht. Wie schwirrte es an Sophelis Ohr: „Puppen, Köchelgeschirr, Krömli, Käuferladen . . .“ und es hatte ganz allein nichts zu sagen. In seinen dunkeln Augen lag etwas Mächtiges, und freudeleer blickte es auf die Schulbank, auf sein Plätzchen nieder, wo einige bemalte Farbestifte lagen, die der Lehrerin gehörten. Ganz mechanisch griff es nach diesen und liess sie in seine Rocktasche gleiten. — In der Pause zeigte es einen der Stifte seinen Gespielinnen: „Schau, ich hab' auch etwas!“ Milli Zelter kannte den Stift und rief laut: „Ah, den hast du dem Fräulein genommen, ich sag's ihr.“ „'s ist nicht wahr, den hat mir Emil gegeben.“ — „Du lügst, du hast ihn gestohlen“, schrie eine ganze Schar, und alle stürmten ins Schulzimmer und riefen: „Fräulein, Sopheli Salger hat Ihre Farbestifte genommen!“ Die Lehrerin schickte die Klägerinnen hinaus und holte Sopheli. Zögernd folgte

es und sperrte mit den Füßen vor der Schultüre an. Drinnen stand es mit gesenktem Kopfe vor dem Pult und zupfte mit den Fingern an der Schürze. „Komm, zeig mir deinen Sack, Söpheli; es geschieht dir nichts.“ Die Lehrerin zog die Farbestifte heraus. „Ich hab' sie nicht genommen“, tönte es durch's leere Zimmer. — Die Lehrerin hatte wohl gehört, dass Söpheli nichts zu Weihnachten bekommen. Sie nahm das Kind bei der Hand, hob mit der andern sein Köpflein und sagte zu ihm: „Söpheli, gelt, weil du nichts zu Weihnachten bekommen, wolltest du diese Farbstifte haben, und weil sie schön glänzten. Söpheli nickte, hielt aber den Kopf immer noch zu Boden gesenkt. „Du darfst sie jetzt behalten; aber nehmen tust du gar nie mehr, gelt.“ Söpheli schüttelte heftig sein Köpflein. Während es die Farbestifte ergriff, leuchtete etwas so Frohes, Seltenes in seinen Augen auf. Es hob den Kopf und schaute verwundert zur Lehrerin. Diese dachte im stillen, fängt wohl dann das Stehlen im Menschen an, wenn das Kind so liebearm ist, so ganz arm, und alle andern Freude haben, nur das eine Menschenkind nicht, das Kleine, das es nicht fassen kann, dass es Menschen geben soll, die nichts haben, und dass es eine Leere ausfüllen will, eine Leere, wie sie aus den Augen des Kindes gegähnt? — Voller Ehrlichkeit legte es von jetzt an sein Händchen in die Hand der Lehrerin, und in seinen Ohren tönte nicht mehr das hässliche Wort „du lügst“, und das andere „du hast gestohlen“ — wenigstens in der Schule nicht mehr. — Wollte es stehlen? Nein, nur eine Leere ausfüllen, eine Leere, die vom mütterlichen Feuer ausgesengt, vom verzehrenden Feuer einer Menschenverächterin, einer Verstossenen, um des lieben Geldes willen.

Die Rose.

Von E. K.

Es war am Tage vor Weihnachten. Ich brachte die Festzeit in einem unserer Hochtäler zu. Für den Nachmittag hatten wir uns, ein kleiner Kreis von Bekannten, im traulichen Zimmer unserer alten mütterlichen Freundin zusammengesunden.

Das Wetter war unfreundlich und kalt; durch die Fenster schauten die Bergriesen düster, fast drohend uns an, und ein Schneesturm tobte heulend um das Haus. Desto gemüthlicher war es aber am grünen Kachelofen, dessen behagliche Wärme wir heute doppelt wohlrig empfanden.

Man sprach von diesem und jenem, von grossem und kleinem, bis ein Bittender, der die offene Hand unserer gütigen Gastgeberin kannte, uns unterbrach und, als diese wieder eingetreten war, unser Gespräch auf die Handwerksburschen und allerlei fahrendes Volk lenkte.

Unsere Freundin hatte im fernen Westen ein grosses Haus besessen, in welchem alle, die der Hilfe und des Trostes bedurften, Hohe und Niedrige, freundlicher Teilnahme sicher waren. Sie konnte also aus reicher Erfahrung schöpfen.

Der Sturm hatte sich unterdessen gelegt, die Wolken fingen an, sich zu zerteilen, und da schlich sich auf die Berge auch noch ein zarter, roter Schimmer, erst nur wie ein schüchternes Lächeln auf einem finstern Gesicht; er wurde aber immer heller und heller, bis sich die ganze Landschaft in dem rosigen Lichte zu verwandeln schien und die Gipfel in fast überirdischer Schönheit erglühten. Was vorher starr und kalt und tot dagestanden hatte, sah aus, als ob es beseelt sei von Licht und Wärme und Leben. Selbst unser dämmeriges Gemach war erfüllt von dem leuchtenden Widerschein.